

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 89.

Posen, den 18. April 1928.

2. Jahrg.

## Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Vachen und Weinen.

Von Alfred Schirolauer.

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sagen Sie,“ hob Bob verloren an, „seit wann tritt Miß Ellnor — ich meine Miß Juana de Queira — hier auf?“

„Seit dem Ersten,“ antwortete der Inspizient. „Aber es ist durchaus unstatthaft, hierher zu kommen, um Fragen zu stellen, die jede Anschlagssäule Ihnen beantworten kann.“

„Komm doch —“ begann Brool hartnäckig von neuem, „ist es wohl möglich, Miß Juana de Queira einen Augenblick zu sprechen?“

Ronald schüttelte fassungslos den kahlen Schädel.

„Ganz unmöglich. Sie empfängt niemand.“

Bob fingerte in der rechten Hosentasche und brachte ein Bündel Dollarnoten ans Rampenlicht.

„Versuchen Sie es,“ bat er, häufte die Scheine dem Manne in die arglose Faust und legte seine Visitenkarte als Krönung auf den kleinen Hügel.

Der Inspizient barg die Scheine umsichtig in seiner rechten Hosentasche, betrachtete stinnend das pergamentne Namensschild und sagte mit wenig hoffnungspendendem Achselzucken: „Ich will es versuchen, Herr Brool.“

Er entschwand bedächtigen Schrittes im Garderobengang der weiblichen Künstler.

„Ich begreife dich nicht,“ zürnte Jeremia. „Eifervolle Liebe ist gewiß etwas sehr Schönes. Aber hier scheint sie mir auf Irrwegen.“

Bob blickte ahnungslos auf. „Was meinst du damit?“ fragte er scharf. Doch sein Gewissen war recht schartig.

Anschuldigt entgegnete der Alte: „Der Eifer, zu dem deine Liebe zu Florence dich treibt, ist gewiß lobenswert und höchst erfreulich für mein Vaterherz. Er ist mir eine Gewähr für eure künftige Ehe. Hier aber führt er dich offenbar zu weit.“

Zu seiner Entlastung ward Brool einer Antwort auf diese nativ vertrauende väterliche Zuversicht durch die Rückkehr des Inspizienten enthoben.

„Miß Juana de Queira läßt den Herrn bitten,“ verübete er mit einem Anflug lächelnder Ueberlegenheit ob seiner Ueberredungskunst.

„Danke,“ rief Bob und griff noch einmal spendefroh in die Hosentasche. Und zum Schwiegervater gewandt, fragte er: „Kommst du mit?“

Die Aufforderung klang nicht übermäßig einladend. Trotzdem erlebte er die Enttäuschung, ein verdrießliches „Natürlich!“ zu hören.

Der Mann geleitete sie zur Garderobentür, klopfte, eine muntere Stimme — wie Silbergloden — rief: „Herein!“

Sie traten ein.

Die Garderobe unterschied sich in nichts von den Stargarderoben in anderen Varietés in anderen Städten anderer Weltteile. Das war auch kaum ihre Absicht noch Bestimmung. Auch roch es darin genau so aufdringlich

nach Schminke, Puder, Hautausbünstung, verstaubtem Mull wie in anderen Künstlerherrichtungsstätten mit monatlich wechselndem menschlichen und sachlichen Inventar.

Juana sah, schon entkleidet, eingehüllt in einen roten chinesischen Kimono mit weichen, züngelnden, gestickten Drachen, vor dem Spiegel und schminkte sich mit einer Hasenpfote ab. Im Mundwinkel klemmte eine Zigarette.

Eine ältliche Garderobiere blickte aus der Ecke den Eintretenden neugierig entgegen.

Die Sängerin wirbelte auf dem Stuhle herum, daß der Saum des Kimonos in einem schön gerundeten Kreise aufplattete und sekundenlang sehr schide Dessous enthüllte. Dann sank die schwere rote Seide wieder leusch verbergend nieder.

Juana streckte den Herren mit spanischer Gastlichkeit beide gepuderten Hände entgegen.

„Willkommen, Senore,“ rief sie lebenswürdig. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Jeremia, der Alte, stand nicht zum ersten Male in seinem bewegten Lebenslaufe in der Garderobe einer Künstlerin. Er hatte immer für die Bühne geschwärmt, er war nicht nur der Vater von Florence, sondern auch des Stadttheaters von Greenville. Auf sein Werben und Betreiben mit seinem beträchtlichen, hypnotisierenden Beitrag an der Spitze der Sammelliste war es erbaut worden. Er blieb nach der Errichtung der begeisterten Patron dieses Kunstinstitutes — vor und hinter den Kulissen. Der früh verwitwete —

Doch das gehört nicht hierher.

Jeremia Ronald atmete also keineswegs zum ersten Male Garderobenluft. Er wußte daher, was sich schickte. Er eilte auf seinen kurzen biden Beinen auf die Sängerin zu, ergriff mit einer überraschend zierlichen Beugung die rechte der dargebotenen Hände und führte sie ritterlich an seine Lippen.

Auch für Robert war der schätzbare Teppich einer Stargarderobe nicht jungfräuliches Terrain. Er war ja einst — vor unvergänglichen langen Zeiten blühte es ihm — ein Löwe von New York gewesen. Löwen pflegen auch hinter den Kulissen. Das verlangt ihr Ruf und ihre Naturgeschichte.

Bob hatte demnach seiner Stellung den schuldigen Tribut gezollt. Eine Zeitlang hatten seine Damenshirts sich erschauernd standalöse Fabeln über seine lasterhaften Beziehungen zu Rose Mason vom Knickerbocker-Theater zugerannt. In Wahrheit war diese Saison genau so bar aller Leidenschaft und Liebe gewesen, wie seine öffentlichen Parkettskirtations. Doch das wußte man nicht. Und Rose Mason sah keinen Anlaß, mit der Zurückhaltung ihres erklärten Günstlings zu prahlen. Jeder Stand hat seine Ehre.

Ein Neuling auf den Brettern, die oft die Welt, bisweilen die Halbwelt bedeuten, war Robert Brool also nicht. Freilich benahm er sich in Juanas Garderobe wie ein armieliges Greenhorn. Er stand an der Tür und rührte sich nicht. Auch machte er weder einen gewandten noch einen routinierten Eindruck.

Zum Glück war Jeremia Ronald Westmann, sortierte er intime Theaterluft witterte. Er machte eine zweite



hevalereste Verbeugung, gab die Finger der Dame frei, rieb sich nach Art alter Schwerenöter unternehmend die feisten Hände und rettete die Situation.

„Verzeihen Sie, Senorita,“ schatzwenzelte er, „wenn wir hier bei ihnen eindringen. Das Ganze ist ein toller Irrtum. Mein Schwiegersohn“ — er deutete auf die einsilbige Gestalt an der Tür — „behauptet, Sie wären nicht Sie, sondern eine andere.“

„Que barbaridad! Wie interessant!“ lachte Juana und zeigte sehr hübsche weiße Zähne.

Genau wie Ellinor Mall.

„Treten Sie doch näher, Senor —“, sie warf einen raschen Blick auf die Visitenkarte, die auf dem Toiletten-Tisch lag — „Brook?“

Sie wußte offenbar nicht, welcher der Herren sie um diese Unterredung gebeten hatte.

Robert nickte, trat einige Schritte weiter in das Zimmer hinein. Dann bezog er wieder seinen verdutzten Beobachtungsposten.

Juana schlug das linke aufreizende Bein über das rechte Knie — wieder leuchtete geheimnisvolle Unterwäsche auf — quetschte die Zigarette zwischen die Zähne und fragte:

„Und für wen hält Senor Brook mich?“

Sie kniff die Lider zusammen. Durch die schmalen Schlitze funkelten rätselhaft ihre brennenden Augen.

„Für eine Dame, mit der er heute nachmittag zusammen war,“ entgegnete zuvorkommend Jeremia.

„Aha,“ begriff Juana. „In die er sich verliebt hat.“

„Aber wo denken Sie hin, Senorita,“ entrüstete sich der Alte. „Der Herr ist seit gestern abend mit meiner Tochter verlobt!“

„Na — und?“ Sie warf die halbangerauchte Zigarette in eine Aschenschale. „Ist das ein Hinderungsgrund?“

„Ich denke doch,“ erwiderte Ronald und kniff die Lippen zusammen. Die Sittenlosigkeit dieser Varietédame kränkte ihn sichtlich. Aus dem ritterlichen Kulissenmarter war der beleidigste Vater entstanden.

„Verlobung steht nicht gegen Liebe,“ erhartete Juana leichtfertig. „Doch Sie sind vielleicht nicht in Stimmung, Aphorismen zu hören. Man muß dazu aufgelegt sein. Haben Sie sich nun von Ihrem Irrtum überzeugt, Senor Brook?“

Senor Brook wußte gar nichts mehr. Die Ähnlichkeit war in der Nähe, zumal jetzt, da die Schminke geschwunden war, überwältigender als je. Im Wesen allerdings — ja, im Benehmen war sie wohl anders — obwohl —. Er wurde ganz irre. Doch er empfand, daß er eine etwas klägliche Figur spielte. Er riß sich heftig zusammen und sagte:

„Wenn Sie uns erklären, Senorita, daß sie uns nicht kennen, liegt natürlich eine Verwechslung vor, wegen der ich um Verzeihung bitte.“

„Sie ist Ihnen gewährt, zumal ich diesen Grund unserer Bekanntschaft außerordentlich originell finde.“ Sie machte dem hübschen Jungen ohne Scheu lockende Augen. (Ganz wie Ellinor!) „Aber darf ich nicht wenigstens erfahren, wer die Dame ist, der ich diesen angenehmen Besuch verdanke?“

„Fräulein Ellinor Mall —.“ Das war Bob.

„Eine abgefeimte Verbrecherin.“ Das war Jeremia.

Donna Juana hüpfte von dem Stuhle.

„Taramba! Eine Verbrecherin?! Sind Sie etwa von der Polizei, Senore?!“

Sie zog die schönen Bogen der dunklen Brauen hinauf in die fluge Stirn.

„Nein, nein,“ wehrten beide unisono.

„Das ist gut,“ meinte sie erleichtert. „Nicht als ob ich die Behörden zu scheuen hätte. Aber man verkehrt nicht gern mit Kriminalbeamten, nicht wahr?“

Bob bestätigte diese begreifliche Abneigung.

Die Sängerin bläute kurz auf ihre Armbanduhr.

„Ja, meine Herren, ich bedauere, Ihnen nicht gefällig sein zu können. Aber schließlich kann keiner aus

seiner Haut. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich Ihnen nicht länger widmen kann. Ich habe eine Verabredung. Ich muß zu einem Mastenball. Aber —“ sie warf einen Blick auf Robert, der unfehlbar jedes Munitionsdepot in die Luft geblasen hätte (ganz wie Ellinor!), und rief in jähem Entschlusse:

„Kommen Sie doch auch, Senore. Hier habe ich noch zwei Karten. Domino genügt vollkommen. Dort können wir unsere sonderbare Begegnung erneuern. Hoffentlich erkennen Sie mich. Mein Kostüm verrate ich nicht.“

Sie nahm ihre goldene Handtasche vom Tisch und fischte zwei Einladungskarten heraus.

„Wir danken Ihnen sehr,“ lehnte Jeremia artig ab. „Auf Bälle sind wir heute nicht gestimmt. Theater ist etwas anderes. Aber ein Ball! Ich habe heute nacht mein einziges Kind verloren.“

„Oh —“, bedauerte sie, „durch Tod?“

„Nein — Entführung.“

„Wie entsetzlich! Etwa durch jene — Dame?“

„Sie steht in enger Beziehung zu dem Verbrechen.“

„Eine angenehme Ähnlichkeit! Da habe ich ja noch manches zu erwarten. Dann natürlich nicht, meine Herren. Vergeben Sie mir meine Einladung.“

„O bitte, bitte,“ murmelte Bob.

„Das konnten Sie ja nicht wissen,“ bemerkte der Vater sehr logisch.

„Allerdings nicht. Hoffentlich finden Sie die Ärmste bald wieder. Ach, das ist wohl Ihre Braut, Senor Brook?“

Robert nickte trübe.

„Also viel Glück. Ich habe mich sehr gefreut, Senore!“

Jeder erhielt ihre Hand, jeden wehte ein zarter Parfümhauch an (Ellinors apartes Parfüm!), dann wandten die Herren sich zur Tür.

Den Vortritt hatte, wie es dem weißen Haare gebührt, Jeremia Ronald. Hinter ihm schritt Brook. Und da — fast an der Tür — fühlte er eine Hand, die ihn am Knie zurückhielt. Er drehte sich um — Juana war dicht bei ihm — reichte ihm die Einladungskarte, stahl sie ihm in die Hand — er nahm sie — ohne Wollen, ohne Absicht, ohne Ueberlegen — Juana huschte zurück — war am Toiletten-Tisch, gerade in dem Augenblick, wo Jeremia an der Tür seine letzte abschiednehmende Verbeugung machte.

Dann waren beide im Garderobengang.

Die Einladungskarte hatte Bob in die Tasche seines Smokinges versteckt.

#### XIV.

Sie gingen zu Fuß nach Hause. Es war nur ein kurzer Weg von der Siebenten Avenue zur Riverside Drive. Eine warme, sternklare Frühlingsnacht lag über der Stadt.

„Bist du nun überzeugt, mein Sohn?“ fragte Jeremia wohlwollend.

„Ja,“ antwortete Robert zermürbt.

Er wollte jeder weiteren Erörterung ausweichen. Mußte auch selbst nicht, ob er überzeugt sei oder nicht. Er hatte an diesem Tage so viel Seltsames erlebt, daß selbst diese unbegreifliche Ähnlichkeit kaum noch allzu mysteriös erschien.

Aber die Einladungskarte, die sie ihm zugesteckt hatte! Deutete diese vertrauliche Heimlichkeit nicht verführerisch auf Ellinor?

Während Bob neben dem Alten, der in schwermütigen Gedanken, offenbar an sein Kind, stumm dahinging, die Manhattan Street hinunterschritt, suchte er diese Frage zu lösen. Er kam zu dem Ergebnis, daß diese rasche impulsive Tat nicht unbedingt die Identität Juanas und Ellinors bezeugte. Er konnte sehr wohl der Sängerin so gut gefallen haben — er wußte doch, wie stark er auf Frauen wirkte —, er konnte ohne allzu übertriebene Einbildung annehmen, daß auch eine gefeierte Sängerin aus spanischem Geblüt gegen sein



hübsches Gesicht und seine elegante Figur nicht immun war — ja, es war durchaus glaubhaft, daß Juana die kurze Bekanntschaft zu verlängern wünschte.

Als sie, immer noch schweigend, Broadway überquerten, ward Bob eine neue lichte Offenbarung. Der Einfall, den er hatte, war geradezu ein Ei des Columbus. Neu und schlagend einfach wie alle Eier des erhabenen Entdeckers.

Ellnor und Juana waren oder schienen ihm, was für ihn auf dasselbe herauskam, fast vollkommen gleich. Ellnor liebte er. Ja, daran war nicht mehr zu rütteln. Er liebte sie, basta. Möchte daraus entstehen, was wollte. Sich jedenfalls belog er nicht mehr. Ellnor liebte er. Wenn Ellnor aber gleich Juana war, mußte er mit mathematischer Notwendigkeit auch Juana lieben. Sind zwei Größen untereinander gleich, so ist die Liebe zu beiden gleich. Ellnor hatte er zu seinem Unglück für immer verloren. Juana hatte er als Ersatz gefunden. Juana konnte er leicht erreichen. Er brauchte sie nur in der Alhambra zu besuchen oder dort ihre Adresse zu erkunden. Er brauchte Ellnors Verlust nicht schmerzlich zu beklagen. Im Gegenteil. Juana mußte ihm viel losender erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Erich Kunter:

## Baum in Blüten.

Am Vergesshang die grüne Wie!  
Schmückt sich mit weißen Blüten.  
Dort steht, verträumt im Paradies,  
Ein holder Baum in Blüten.

Dit ist sich was im Werden war,  
Und Blüten fallen nieder.  
Mein Sinnen, aller Wünsche bar,  
Sinkt mit den Blüten nieder.

Aus Erde, woher ich auch kam,  
Steigt dir, o Stamm, zum Leben,  
Du lieber Baum, bist wunderbar  
Verbunden meinem Leben.

Es schlägt aus dir das Herz der Welt,  
Herzblut troßt auf die Erde.  
Dich lieb ich, drauf die Blüte fällt,  
Die mich, den Baum und alles hält,  
Du braune, warme Erde.

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem Buche „Im Atem der Welt“ von Erich Kunter entnommen. Verlag Otto Ulrich, Heilbronn a. N.)

## Der Abschied.

Von Georg Grabenhorst.

Erst gegen vier Uhr war er von Madeleine Lunon gekommen. Punkt sechs wachte er auf. Neun Uhr fünfundvierzig ging der Zug. Ihm blieben noch drei Stunden fünfundvierzig Minuten. Den Weg zum Bahnhof abgerechnet, drei Stunden vierzig Minuten.

Einen Augenblick lag er regungslos. Er hatte vergessen, beim Schlafengehen, die Heizung wieder anzudrehen. Es war kalt. Ihn froz. Ich stehe nicht auf, dachte er. Ich fahre nicht. Ich bleibe liegen. Ich bleibe hier. Ich will nicht fahren. Niemand zwingt mich dazu. Es ist absolut lächerlich, daß ich jetzt fort will. Es ist nicht möglich. Ich bleibe.

Wie eine eifige Hand lag es über seiner Stirn. Er hatte das Gefühl, als drücke es seine Schläfen zusammen. Der Atem schnitt ihn durch den Hals. Wie eine Messerspitze, scharf, stieß er hinunter in die Lungen. Er zog die Steppdecke bis über den Mund. Höher hinauf, über die Augen, über den ganzen Kopf.

Das Dunkel unter der Decke tat wohl. Er zog die Kniee an. Godte sich ganz eng zusammen. Es wurde wärmer. Wenn ich so drei Stunden vierzig Minuten liegen bleibe, dachte er, ist der Zug weg und ich bleibe hier. Im selben Augenblick warf er die Decke zur Seite, schlüpfte in die Schuhe und ging hinüber ins Badezimmer.

Beim Rasieren, im Gegenüber seines Spiegelbildes, sagte er plötzlich laut zu sich selbst: es ist vollkommen sinnlos. Dann fiel ihm ein, daß er zum Gärtner wollte, und daß er kleines Geld brauchte für die Trinkgelder.

Um neun Uhr war er auf der Terrasse zum Frühstück. Die alte Erzellenz kam eben aus dem Kurpark, vom Frühkonzert. „Wollen Sie wirklich abreisen? Fällt es Ihnen nicht schwer? Bei diesem himmlischen Wetter? Aber Sie haben wohl Pflichten?“ Er hobte ihr die Hand.

„Ja, gewissermassen... Pflichten...“  
Über den Tisch hinweg plauderte er von der letzten Réunion, von Kapellmeister Bracciani, vom Münchener Bier im Café Capour, und war mit ihr der Meinung, daß die neuangekommene Gräfin Vermont Dubal eine distinguierte Erscheinung sei.

Der Oberkellner präsentierte die Rechnung, die er aufmerksam durchsah.

„Sie haben eine Flasche Santernes vergessen, die ich vorgestern in der Halle getrunken habe. Setzen Sie die hinzu und ziehen Sie dann hiervon ab, bitte. Nein, ich möchte zu Fuß gehen...“

Er sah auf die Uhr. Neun Uhr dreißig. Ich muß gehen. Natürlich. Die Blumen wird sie erst um zehn haben. Um zehn, auf ihrem Zimmer. Das ist in Ordnung. Ganz in Ordnung.

„Darf ich mich verabschieden. Erzellenz, meine besten Wünsche — aber ich bitte Sie... Sie sind sehr gütig... empfehlen Sie mich doch bitte Madame Lunon... verbindlichsten Dank!“

Als er sich umwandte (in der Sekunde dieser Bewegung durchfuhr es ihn), stand Madame Lunon in der Tür.

„Ah, Madame... in diesem Augenblick habe ich für Sie Grüße aufgetragen... ich wollte... ich muß... ich werde...“

Während er sich über ihre Hand beugte, sagte sie (es war so leise, daß es ihn schmerzte, vor Anstrengung, es zu hören):

„C'est impossible...“  
Die Erzellenz nickte herüber. Madame Lunon lächelte. Ihre Augen waren blau wie der Himmel.

Es ist nicht möglich, dachte er unausgesetzt, es ist sinnlos, es ist Wahnsinn, diese Hand loszulassen und fortzugehen. Es ist Selbstmord. Ich will nicht. Ich kann nicht.

„Adieu!“  
Er hörte, wie er es sagte, etwas heiser in der Stimme und ein wenig zu tief.

„Adieu...“  
Madame Lunon lächelte. Ihre Augen standen weit offen. Sekundenlang hatte er das Gefühl, als ob diese Augen allein vor ihm wären, nichts sonst, als ob sie sich öffneten, in Uferloses, Strahlend-Abgründiges. Ein Schwindel drohte ihn zu fassen. Er umklammerte ihre Hand, als ob er sich daran festhalten wollte.

„Oh!“ sagte sie, indem sie ihm ihre Hand entzog.  
Der Portier brachte die Fahrkarte.

„Scusi, Signore...“  
Madame Lunon tat zwei kleine Schritte. Sie legte ihren Sonnenschirm quer über den Stuhl, und nach einigem Bestimmen, ihre Handschuhe dazu. Er sah die Bewegung, er sah die Handschuhe niedergleiten, in sich zusammenfallen.

Wie leise es geschieht, dachte er, hinstarrend, wie unwahrscheinlich leise...

Dann drehte er sich langsam um, und ging, mit vorsichtigen, ein wenig zögernden Schritten, ins Hotel.  
Er kam zur Minute auf den Bahnsteig.

Der Hotelbedienter hielt die goldbetrehte Kappe in der Hand, empfing mit diskretem Nicken das Trinkgeld, wünschte gute Reise und verschwand.

Er wollte ihn zurückrufen, sprang wieder aus dem Abteil, besann sich plötzlich darauf, daß er keinen Grund wußte, drehte sich um, kaufte drei, vier Zeitungen und stieg wieder ein.

Während er am Abteilkfenster lehnte, während er die Zeiger der Uhr, den Zugführer und den Stationschef hin und her eilen, verspätete Reisende kommen und gestikulieren sah, die Apfelsinenverkäufer schreien, die Schaffner die Türen zuschlagen hörte, während er an den Hotelbedienter und seine goldbetrehte Kappe dachte, an den Portier, an die Erzellenz, an die blauen Augen Madeleine Lunons, an den Sonnenschirm und die niedergelassenen Handschuhe —, während er in Gedanken verloren und zugleich vollkommen gedankenlos am Fenster seines Abteils lehnte, befand er sich jede Sekunde in hartem Bewußtsein, daß er nur die Tür aufzureißen brauchte, um nicht fortzufahren! Er bewies sich unausgesetzt, daß ihn nichts, aber auch gar nichts hindern könnte, es zu tun: herauszuspringen aus dem Zuge, ihn in Gottesnamen dämpfen zu lassen, wohin er wollte, und dazubleiben, wie er aus innerstem Gefühl nicht nur durfte, sondern sollte und mußte, der Stimme folgend, die ihn rief:

Er hörte sie deutlich, quälend deutlich.  
„C'est impossible...“

Er nickte dazu. Er wiederholte: ja, es ist nicht möglich! Es ist nicht möglich, so von Madeleine Lunon fortzugehen. Es ist nicht möglich, sie zu lieben und sie zu verlassen.

Er hörte die Stimme. Er wiederholte sie fortwährend in sich selbst. Er hallte wider davon. Jeder Gedanke, jeder Blick, jedes Gefühl war davon erfüllt. Und doch regte sich nichts. Und doch gab es kein Echo. Seine Hand ruhte zentimeterweit über dem Türgriff und gitterte nicht einmal, als die Lokomotive anzog.

Als ginge ihn nichts etwas an, als wäre nichts wirklich, als wäre alles Geschehen von ihm abgerückt, weit, daß er nicht mehr hinüberreichte, ein Traum, ein Phantom vielleicht, unwahrscheinlich, dumpf beängstigend, unbegreiflich.

Plötzlich aber, als der Zug schon aus der Bahnhofshalle heraus war, im Vorbei eines rotweißen Signalmastes, eines Stellwerks, plötzlich begriff er. Mit einem leichten, beinahe wohlthuenden Schwindelgefühl ließ er sich in die Pforten fallen.

„Aber es ist doch nicht möglich...“ murmelte er. „Es ist doch gar nicht möglich...“



# Dummheiten der Woche.

## Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

### Die Schnupfen-Molle.

Es existiert schon wieder eine neue Diga, und zwar eine, die das Taschentuch ablösen will und sich demzufolge „Anti-Taschentuch-Diga“ nennt. Diesmal ist diese Idee nicht in Amerika, sondern in Paris geboren worden, wo ja bereits Digen gegen den Strohregen und gegen den Strohhut bestehen. Die Verknüpfung besteht darin, daß Taschentücher sehr ungesund und unhygienisch seien, und fordert alle Menschen auf, zum Putzen der Nase nur mehr Seidenpapier zu verwenden. Wenn einer den Schnupfen hat, muß er sich also eine ganze Rolle einstecken.

### Man geht am besten . .

Was die Professoren an der Universität in Wisconsin (Amerika) für Sorgen haben! Sie taten sich vor Monaten zusammen und knobelten aus, in welchem Mod die Frau am besten gehen könne. Sie kamen zu folgendem Ergebnis: der Mod muß weit und leicht sein. (Wie selbst!) Die Länge des Modes ist unwesentlich. Der angewandte Mod muß ein Pfund wiegen, soll eine Wette am Saum von 2 Meter haben, und außerdem soll die Hälfte nur 48 Zoll messen. Anscheinend haben die Herren Professoren sehr schlanke Frauen, denn manche andere dürfte mit 48 Zoll rings um die Hüfte nicht auskommen. Mich wundert nur, daß sie den Frauen nicht einfach den Gehrock empfehlen, in dem sich doch (wie der Name besagt) sehr gut gehen muß.

### Der Affe und das hohe C.

Lito Schipa ist Tenor, und keiner von den unbekannten, sondern eine Kanone, die in Amerika gemacht wurde, und sicherlich ein hohes C ohne jede Mühe stundenlang anhält, ohne Luft zu holen. In der vorigen Woche hatte ihn die Alberthalle in London verpflichtet; Schipa erschien auch, jedoch weigerte er sich, zu singen. Der Grund? Auf der Ueberfahrt sei ihm sein Affe namens Toto abhanden gekommen, und ohne Affen könne und wolle er nicht singen. Als man von Vertragsbruch zu reden begann, plädierte er für höhere Gewalt; jedenfalls tat er nicht auf, weil Toto nicht zur Stelle war. Während andere, wenn sie einen Affen haben, stumm werden oder nur mehr unartikulierte Laute von sich stoßen, kann Lito Schipa nicht singen, wenn er keinen Affen hat. So ist das Leben.

### Der Erfinder.

Täglich werden von Tausenden ungefähr tausend Erfindungen gemacht, von denen nur ein ganz geringer Prozentsatz nutzbar ist. Kürzlich erhielt ein großes Industrieunternehmen den Brief eines „Erfinders“, der also lautete:

„Habe eine glänzende Erfindung gemacht wenn ich einmal mit einem ihrer Ansehensreden sprechen könnte.“

Als die Ingenieure sich den Schaden besahen, hatte der junge Mann ein „Perpetuum mobile“ erfunden, das durch ein Uhrwerk angetrieben werden mußte!

### Das beste Schlafmittel.

Vor 12 Uhr nachts kann in Bad Freienwalde kein Mensch mehr einschlafen, seitdem sich die Gemeinde entschlossen hat, auf dem Turm der St. Georgskirche eine Uhr einzubauen zu lassen, die alle 24 Stunden pünktlich durchschlägt. Bei „Vollkommenheit“ vier Schläge hinzu. Wer also vor Mitternacht einschlafen will, wird durch 28 dumpfe Schläge vertrieben aus dem besten Schlummer geweckt. Als was für eine Wohltat müssen es die Freienwalder empfinden, wenn es endlich 1/1 Uhr geworden ist!

### Das entzauberte Wunder.

Von Dr. med. A. Beher, Oberregierungsrat.

Die Lösung des Geheimnisses eines „indischen Fakirs“ entnehmen wir dem Werke „Die Technik des Denkens“ von Dr. med. Alfred Beher. Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW 68. Dr. med. A. Beher ist der bekannte Schöpfer des Denksportes und der Denkaufgaben.

Mit gebildeten Reportern sprach ich über das Wunder eines aus Pantow gebürtigen „indischen Fakirs“. Der Mann besaß eine mythische, übernatürliche Fähigkeit. Er legt sich auf ein Brett, durch das in Längs- und Querreihen zahlreiche lange Nägel geschlagen sind, so daß die Spitzen weit herausragen. Auf diese Spitzen legte er sich nackt, ohne sich zu verletzen. Nehmen wir an, die Nägel seien in den Reihen so angeordnet, daß sie parallel verlaufen und daß die Nägel jedesmal 2 Zentimeter voneinander entfernt seien. Das Gewicht des Mannes möge 150 Pfund betragen. Nimmt man nun ferner an, der Mann sei 1,70 Meter groß und durchschnittlich 80 Zentimeter breit, so würde er mit seinem Körper 5100 Quadratzentimeter bedecken. Er würde demnach gleichzeitig auf 5100 : 4, also auf weit über 1000 Nagelspitzen liegen, da jede Nagelreihe von 170 Zentimeter Länge und bei 2 Zentimeter Abstand der Nägel voneinander 85 oder 84 Nägel enthielte. Es beständen aber bei 80 Zentimeter Breite des Brettes 18 bis 14 solcher Reihen. Wenn der Mann also inspanne ist, sich so auf das Brett zu legen, daß er mit der ganzen Rückseite des

Körpers auf den Nagelspitzen oder doch wenigstens auf der großen Mehrzahl der Nägel wirklich aufliegt, so wird jeder Nagel nur ein Gewicht von etwa 75 Gramm zu tragen haben, da der Mann etwa 75000 Gramm wiegt und dieses Gewicht auf 1000 Nägel verteilt wird. Sogar die feinnerbige Fingerbeere aber verträgt ein solches Gewicht leicht, wie man feststellen kann, indem man etwa einen Nagel auf den Finger stellt und dann sogar 100 Gramm darauf drücken läßt. Das ganze Kunststück beruht also darauf, daß der „Fakir“ durch Übung gelernt hat sein Gewicht möglichst gleichmäßig auf möglichst viele Nagelspitzen zu verteilen. Für ein Wunder kann man das Kunststück jedenfalls nur dann halten, wenn man nicht gelernt hat, folgerichtig und selbständig zu denken.

### Die Reisseliquidation des Herrn Bloem.

(r) Amsterdam. Herr A. J. J. Bloem, Ressortchef im Justizdepartement von Java, hat einen hübschen und, wie uns scheint, nicht ganz unverdienten Reinfall erlebt, der ihm teuer zu stehen kommen kann. Er unternahm vor einiger Zeit eine Inspektionsreise in die Distrikte Semarang, Soerabaya und Djoka und beehrte sich dabei bis Semarang der Eisenbahn. Dort blieb er vorläufig vierzehn Tage als Gast im Hause seines Untergebenen van Volsort, der ihm zu Ehren festliche Banketts und herrliche Jagdpartien veranstaltete und ihn schließlich, als er seine Dienstreise wieder fortsetzen mußte, sein eigenes Automobil für den Rest des weiten Weges zur Verfügung stellte.

Als Herr Bloem jedoch wieder in seinem Amtssitz ankam, reichte er seiner vorgesetzten Behörde nicht nur eine Reisseliquidation mit enormen Endsummen ein, die jedoch angesichts der langen Reisebauer und der auf ihr verzeichneten kostspieligen Fahrpreise für Eisenbahn und Auto einigermaßen erklärlich waren, sondern auch einen schönungslosen Bericht über die Zustände in Semarang, für die niemand anders als Herr Volsort zur Rechenschaft zu ziehen sei. Die Behörde zahlte Herrn Bloem die liquidierten Reisepreisen aus und richtete an van Volsort die geharnischte Aufforderung, sich wegen der von Bloem an seiner Amtsführung gemachten Ausstellungen umgehend zu verantworten.

Diese „Verantwortung“ fiel leider ganz anders aus, als es sich Herr Bloem und seine Behörde wahrscheinlich gedacht hatten. Nynher van Volsort erzählte in seinem Antwortschreiben rückwärts von den herrlichen, durch keinerlei amtliche Tätigkeit beeinträchtigten Freuden, die Herr Bloem als sein Gast genossen habe. Man dachte an die Liquidation, machte eine Rückfrage und ging den Angaben van Volsorts nach. Der Ressortchef Bloem hat jetzt bis zum Ausgang des gegen ihn eröffneten Verfahrens wegen Betrugs am Staate Ruhe genug, darüber nachzudenken, daß auch auf Java Untreue ihren eigenen Herrn schlägt und wer anderen eine Grube gräbt, selbst hineinzuplumpfen pflegt. —

### Aus aller Welt.

Prominente Kinder. Man ist geneigt, von den Nachkommen eines bekannten oder berühmten Mannes, eines Mannes, der Erfolg gehabt hat im Leben, zu erwarten, daß sie auf Rosen gebettet sind, daß sie sich auf den väterlichen Vorbeeren ausruhen oder, wenn ihre Begabung ausreicht, daß sie in die Fußstapfen ihres Vaters treten und sich den bereits gebahnten Weg zunutze machen. Und doch geschieht das verhältnismäßig selten. Ebenso häufig sind die Fälle, daß Kinder berühmter Leute sich von dem Glanz und Nimbus, den die Welt für sie bereithalten möchte, trennen, daß sie auf eigene Faust und in weniger blendender Form ihrem Fühlen und Wünschen nachleben und sich ihr Schicksal selbst gestalten. Von solchen Kindern und ihren Verufen berichtet das „Illustrierte Blatt“, Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (Nr. 15). Die gleiche Nummer bringt einen ausführlichen Artikel über Albrecht Dürer aus Anlaß seines 400. Todestages. Ein reich illustrierter Artikel H. S. A. - P. S. erzählt vom Wogenendreiben und vom Autoverkehr in Amerika. Noba zeigt sich in verschiedenen lustigen Porträts, der Berliner Karikaturist Georg G. Robbe steuert eine späßige Seite „Das Prozeß-Theater“ bei, in der er den Vorschlag macht, in Zukunft Sensationsprozesse zugunsten der notleidenden Theaterdirektoren in deren Theater abzuhalten. Aus dem übrigen reichen Inhalt seien die aktuellen Bilder hervorgehoben, besonders bisher selten gezeigte Momentaufnahmen aus dem Speisesaal des Reichstagsgebäudes. Die Nummer ist von Anfang der Woche an überall für 20 Pfg. zu haben.

### Fröhliche Ecke.

Männerknappheit. Vergeblich liebende junge Dame: „Ach, es ist heute wirklich schwer, sich einen Mann zu erwerben.“ — Alte Jungfer: „Ja, mein liebes Kind, da haben Sie recht. — Aber wie furchtbar schwer es ist, mit 45 Jahren einen Mann zu kaufen, das können Sie wohl nicht ermeßen.“

Der Rastapparat. Verkäufer: „Darf ich Ihnen diesen wunderbaren, neuen Apparat empfehlen. Er stellt in der Tat eine Revolution auf dem Gebiete des Rastens dar.“ — Kunde: „Nein, danke, ich habe das Ding schon versucht und jedenfalls war die Revolution nicht unblutig!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stra, Poznań.